

12.07.15 | Bildhauerei

In Berlin leuchten die Prothesen

Die Holocaustüberlebende Alina Szapocznikow war eine der wichtigsten polnischen Künstlerin des 20. Jahrhunderts – aber sie ist viel zu wenig bekannt. Im Berliner Schinkelpavillon wird sie gefeiert. *Von Marcus Woeller*

Sie rührt an, regt auf, stößt ab, Alina Szapocznikow irritiert in jedem Fall. Völlig ungeniert stapelt sie Extremitäten, lässt Geschlechts- und Hinterteile leuchten, stellt feministische Objekte wie Einrichtungsgegenstände in den Raum. Ihre Körperkunst ist fordernd, fast aufdringlich. Und in ihrer Wirkung so nostalgisch wie zeitgemäß. Eigenartig, dass die 1972 mit nur 46 Jahren verstorbene polnische Künstlerin noch immer so wenig bekannt ist.

Geboren 1926 in eine jüdische Arztfamilie, hat Alina Szapocznikow das Ghetto von Lodz und die Konzentrationslager in Auschwitz, Bergen-Belsen und Theresienstadt überlebt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs studierte sie Bildhauerei in Prag und Paris und musste bald tuberkulosekrank in ihre Heimat zurück.

1962 repräsentierte Szapocznikow Polen auf der Biennale von Venedig. Dort bandelte sie mit den französischen Nouveaux Réalistes an, zog wieder nach Paris und begann Skulpturen zu bauen. 1968 erkrankte sie an Brustkrebs und versuchte ihre wiederholt von Krankheit, Schrecken und Leid stigmatisierte Biografie mit radikalen "Tumor"-Plastiken zu verarbeiten.

Nina Pohl kuratiert die Ausstellung im Schinkelpavillon

Seit einiger Zeit werden Szapocznikows seltsamer Surrealismus, ihre Materialverliebtheit und ihre visuelle Rigorosität endlich wiederentdeckt. Etwa in der Ausstellungstour "Sculpture Undone" (Link: <https://www.youtube.com/watch?v=YzgYtvPbl0M>), der Schau "Slip of the Tongue", die der Künstler Danh Vo gerade in Venedig kuratiert hat. Im Berliner Schinkelpavillon spinnt eine konzentriert kuratierte Gruppenausstellung von ihrem Werk Verbindungslinien zu jüngeren Generationen von Künstlerinnen bis in die Gegenwart.

Die Arbeiten strotzen vor einer Art melancholischen Selbstbewusstseins. Schlüsselwerk ist Szapocznikows "Sculpture-Lampe". Eine Skulptur? Eher prosthetische Assemblage? Ein Fetisch? Ein Vanitas-Objekt? Eine Lampe? Alles gleichzeitig: Über einem Phallus formt sich ein halber Kopf heraus, mit vollen Lippen, einer Art Hut wie aus Fleisch, darunter glüht aus grünen Glotzaugen elektrisches Licht.

Für Alina Szapocznikow war der Körper Geliebter und Feind

Eine zweite hat den typisch kurvigen Schwung der Sechziger-Jahre, rot leuchtet ein Kussmund aus dem hellen Kunststoffkörper. Woanders glimmen Pobacken aus Polyester. Leuchtobjekte waren Szapocznikows Spezialität. Sie zu fertigen, auszustellen – auch heute wieder – dazu gehört Mut. Denn solche Körperkunst gerät schnell unter Kitschverdacht.

Alina Szapocznikow war dem Leib bedingungslos zugetan, als Geliebtem wie als Feind. Wie die abstrakt arbeitende Eva Hesse verfiel sie den Werkstoffen ihrer Zeit, Plastik, Polyurethan und Fiberglas. Aber Szapocznikow formt Gliedmaßen, Gesäße und Münder ab. Sie geht der Figuration buchstäblich unter die Haut, auch in Fotoplastiken wie "Souvenirs", wenn sie einen halbierten Januskopf mit Zigarettenkippen füllt und mit Acrylharz übergießt oder eine Landschaft aus Strumpfhosen modelliert.

Nylon schlägt den Bogen zu Sarah Lucas, die hier nicht mit neu produzierten Banalitäten wie derzeit im Britischen Pavillon auf der Venedig-Biennale aufwartet, sondern mit einer Arbeit aus den Neunzigern. Ihre Strumpflady "Bunny Gets Snookered #3" sitzt kopflos, aber aufreizend auf einem Drehstuhl und empfängt die Besucher zum Rundgang durch die Ausstellung.

Dazu hat die Kuratorin und Leiterin des Schinkelpavillons Nina Pohl mit den Architekten Stiff

eine Amöbe aus Holzpodesten und gelben Laufbahnen in das Fünzig-Jahre-Oktogon zwischen Stadtschloss und Kronprinzenpalais bauen lassen, die aussieht wie eine extravagante Boutique. Die Vorhänge sind diskret zugezogen. Draußen wüten die Maschinen auf den Baustellen. Rund um das einst verschwiegene Gartenhäuschen wird das neue Investorenberlin auf dem alten Stadtgrundriss hochgezogen, als gäbe es Architekturpreise für das Versiegeln von Grundfläche.

Der Kunstverein liegt dazwischen immer noch wie eine Oase – und ist mittlerweile zu einem der ambitioniertesten Orte für zeitgenössische Skulptur und Installationskunst in Berlin geworden ist. Das beweist auch der museale Anspruch der Ausstellung "Them", der ohne die finanzielle Hilfe des Hauptstadtkulturfonds nicht zu realisieren gewesen wäre. Die Arbeiten von Szapocznikow sind allesamt Leihgaben amerikanischer Privatsammler oder kommen direkt von der Andrea Rosen Gallery in New York, die den Nachlass der Künstlerin verwaltet.

Von feministischer Körperkunst zur Post-Internet-Art

Diesen Parcours aber eröffnet und versperrt zugleich Katja Novitskova mit einem der Cut-Outs, die ihr große Aufmerksamkeit als Post-Internet-Künstlerin verschafft haben. Mannshoch reckt eine Frauenhand mit Perlmutter-Nagellack eine fette Weinbergschnecke in die Höhe. Das Standbild sieht aus, als wäre es in der Augmented Reality einer Datenbrille aufgeplopt, aber man kann einfach dran vorbeigehen. Es ist ganz analog aufgeständert wie eine Werbefläche. Ist man dran vorbei, erschließen sich die gelben Laufwege auf dem Boden aber ganz unwillkürlich als Schleimspur, auf der man durch diese kleine Kunstgeschichte der Body Art gleitet wie auf einem Förderband.

Zu den Cyborgarmen von Alexandra Domanovic, die schön und schrecklich zugleich aus der Wand ragen. Auch sie verlinken in die Sechziger, als futuristische Androiden erstmals autonome Form annehmen, etwa mit der Belgrader Hand, der ersten Prothese, die alle fünf Finger bewegen konnte. Vorbei an Carolee Schneemanns revolutionärem Film "Meat Joy", der über einen Monitor flimmert und 1964 mit durcheinanderwirbelnden nackten Körpern, toten Makrelen und schlabbrigen Hühnchen die Geburt der Performancekunst im rituellen Tanz der Geschlechter feierte.

Hin zu Alisa Barenboym, die hautfarbene Kugeln auftürmt, die einen wieder an die Gemüsebrüste und Stoffwülste ihrer Nachbarin Sarah Lucas denken lassen. Und schließlich wieder zu Alina Szapocznikow und ihrer so simplen wie originellen Serie "Photosculptures".

Zwanzig Kaugummis hat sie dafür gut durchgekaut, auf einen Mauervorsprung oder eine Betonkante gelegt und so fotografiert, dass sie es mit den großen Bildhauern der Moderne aufnehmen können. Hier liegt eine Figur nonchalant auf der Seite, als hätte Henry Moore sie in Bronze gegossen. Dort baumelt etwas herab wie in Eva Hesses Latexreliefs oder den Filz-Drapagen von Robert Morris. Da dehnt sich etwas existenzialistisch in die Länge wie bei Alberto Giacometti.

Das ist Bildhauerei in ihrer ureigensten Form, das Finden des Körpers im Material. Alina Szapocznikow will ihn bewahren. Und trauert in jedem Werk wie in einem Memento mori darüber, dass das unmöglich ist. "Ich bin überzeugt, dass unter all den Symptomen der Vergänglichkeit der menschliche Körper das empfindsamste ist", sagte sie in einer alten Tonaufnahme in einem Film, der 1976 postum über sie gedreht wurde, "die einzige Quelle aller Freude, allen Schmerzes und aller Wahrheit."

Schinkelpavillon (Link: <http://www.schinkelpavillon.de>) , bis 26. Juli, Berlin

© WeltN24 GmbH 2015. Alle Rechte vorbehalten



1 Jahr DIGITAL Komplett

Nur
99,99 €

Jetzt zugreifen